

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 41=61 (1895)

Heft: 46

Rubrik: Verschiedenes

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dieses unter einem weniger fähigen und thätigen obersten Befehlshabers als der Herzog von Cambridge, schon längstens die traurigsten Erscheinungen zu Tage gefördert hätte.

Die Grösse und Schwierigkeit der von der Regierung übernommenen Aufgabe wird — nach unserm Dafürhalten — nur von sehr wenigen im vollen Umfange gewürdigt. Wir betrachten es als eine besonders günstige Fügung, dass zwei so ausgezeichnete Männer wie Lord Landsdowne und Lord Wolseley die Ausarbeitung der dienstlichen Vorschriften zufällt. Wie ersterer kürzlich erwähnte, ist nichts so leicht als Kritik. Erst beim Beginn des Wiederaufbaues des zerstörten Werkes fangen die Schwierigkeiten an. Wir glauben leicht, dass das Kriegssekretariat förmlich überschwemmt worden sei an Projekten zur Reorganisation des Kriegsdepartements, von denen gewiss ein jedes in den Augen seines Erhebers als vollkommen erschien; einige waren vermutlich ebenso originell als drollig, obwohl verschiedene ganz wertvolle besondere Vorzüge besitzen. Die grösste Schwierigkeit besteht aber weniger im Ausfindigmachen verschiedener Mittel gegen bekannte, unserm Militärdienst anklebende Mängel, als vielmehr in einer Reorganisation unseres ganzen Armeesystems, damit dieses allmählich als vollendeter Organismus thätig werden kann.

Wir müssen bekennen, dass wir uns nie recht mit der Idee, unserem Heere einen Generalstabschef aufzupropfen, vertraut machen konnten und sind herzlich darüber erfreut, dass die gegenwärtige Regierung in der Verwerfung der diesbezüglich von der Hartington-Kommission gemachten Vorschläge mit unsern Ansichten übereinstimmt. Die Bewunderung der meisten Kommissionsmitglieder für das deutsche System und dessen unzweifelhaft treffliche Resultate hat sie bewogen, in unser ganz verschiedenes System Neuerungen einführen zu wollen, welche dazn nicht passen. Bis zum Augenblick, da England konskriptionsfähig wird, ist stets ein bedeutender Unterschied zwischen seiner freiwillig eingereihten Armee und den Heeren der Kontinentalstaaten. Ferner ist die von Lord Landsdowne ausgesprochene Befürchtung unzweifelhaft gut begründet, dass ein Stabschef mit Vollmachten ausgerüstet, wie die Hartington-Kommission sie vorschlägt, unfehlbar zum wirklichen Armeekommandanten werden würde, besonders in dem Falle, als kein Oberbefehlshaber ernannt werden sollte. Natürlich kann auch eine wahre Verantwortlichkeit von Seite der Spitzen der grossen Militär-Abteilungen nicht gefordert werden, wenn vorauszusehen ist, dass ihre Vorschläge durch solch' einen Offizier bei Seite gesetzt werden. Ferner muss der letztere — nach dem Wunsche der Kommission — besonderer Facharbeit ferne stehend, nach und nach zweifelsohne bei näherer Berührung mit der Armee auch deren Vertrauen verlieren.

Das Gefühl — man mag sagen was man will — spielt immer eine bedeutende Rolle, und wird die Beibehaltung des Titels eines obersten Befehlshabers sehr zweckmässig sein. Auf die Art und Weise, in welcher die Arbeit des Militärdepartements verteilt sein wird, durch das Kriegssekretariat bereits ausführlich spezifiziert, brauchen wir nicht zurückzukommen; wir möchten aber dennoch der Hoffnung Ausdruck verleihen, dass mit einer angemessenen Arbeits- und Verantwortlichkeitsverteilung unter die Spitzen der Militärbehörden und anderen zweckmässigen Erleichterungen in der Thätigkeit des obersten Befehlshabers, diesem so viel Arbeit abgenommen werde, dass ihm Zeit und Aufmerksamkeit genug bleibe, um sie jener Pflichtensphäre zuwenden zu können, welche die Hartington-Kommission dem neuen Amt eines Stabschefs anweisen wollte. Der Umstand, dass es als notwendig erachtet wurde, neben der Schaffung so

vieler Departementsbehörden, dem neuen obersten Befehlshaber zwei Assistenz-Offiziere beizugeben, von denen einer sich mit dem Personal der Armee, der andere sich mit Kriegsvorbereitungen und Mobilisation befasst, — ist eine notwendige Verminderung der ungeheuren und unzusammenhängenden Verantwortlichkeit, welche auf den Schultern unseres gegenwärtigen volkstümlichen Chefs geruht hat. Die Vorschläge für Besetzung des von der Kommission so sehr befürworteten beratenden Elementes wird, wenn einmal ganz formuliert, die genaueste Erwägung verlangen. Konfusionen dagegen sind bei der beträchtlichen Anzahl der von der Kommission vorausgesetzten Ratgeber etwas nicht Unmögliches und liegt viel in der vom Herzog von Cambridge gepflegten Befürchtung, — dass zwei Räte schlimmer sein werden, als ein einziger. Etwas hoffentlich wird vorausgesehen und nicht erlaubt werden, die Möglichkeit nämlich der Einmischung irgend eines Beraters in die Kriegsoperationen. Inwiefern eine solche Einmischung in die Pläne eines im Felde kommandierenden Generals demselben hinderlich sein kann, lehren uns die von Malbrough und anderen darüber gemachten Erfahrungen.

Verschiedenes.

— (Aus dem Feldzuge 1870.) Von dem Regenbivouak bei Lauterbach in der Nacht zum 11. August 1870 giebt in der „Tägl. Rundschau“ ein ehemaliger Offizier der „Sechziger“ eine ausführliche Schilderung, der wir folgende Stellen entnehmen: . . . Gegen 6 Uhr bogen wir, vor uns ein Dorf — es war Lauterbach — von der grossen Strasse ab und betraten den völlig aufgeweichten Boden von Kartoffelfeldern. Gottlob, jetzt können wir uns zur Ruhe niederlassen, aber nur wie? Mit ängstlichen Blicken schauten wir bald auf den Himmel, bald auf den Boden, dann wieder auf unsere tiefende Kleidung. Richtig! Auf einem sanft abfallenden Kartoffelacker machte unser Regiment, nachdem es verschiedene Male hin und her gerückt war, um die beste Stelle auszuprobieren, endlich Halt und traf Vorbereitungen zur Lagerung. Die Gewehre wurden zusammengesetzt und die Tornister auf die oberen Kanten der Kartoffelfurchen zu zweien zusammengestellt, um sie möglichst vor eindringendem Wasser zu schützen. Die Furchen selbst hatten sich in kleine Giessbäche verwandelt und lustig plätscherte das fliessende Wasser in ihnen. Betrübte standen die Leute umher, denn von Hinlegen war keine Rede. Verdriesslich hörten sie, dass auf die Verpflegung noch gewartet werden müsste, da unvorhergesehene Zwischenfälle eingetreten seien. Aus dem grauen Zwielficht des Abends wurde bald tiefdunkle Nacht, kein helleuchtender Stern erfreute das Auge, pechschwarz lastete der Himmel auf uns. Der Regen rieselte ununterbrochen weiter. Dabei hatten wir, da die Verpflegung ausgeblieben war, nichts zu essen, als Brotreste und den Bestand der eisernen Portion. Es wurde Mitternacht und es regnete weiter. Mit vielen Umständen wurden die Lagerfener brennend erhalten, aber eine wirkliche Flamme liess sich nicht erzielen; das Holz schwelte nur und erzeugte einen dicken, brenzlichen Qualm. Soweit es in diesem auszuhalten war, umstanden die Leute, die sich noch auf den Beinen zu halten vermochten, dicht die nur geringe Wärme ausstrahlenden glimmenden Holzscheite. So Mancher schlief im Stehen ein. Verlor ein Solcher das Gleichgewicht und fiel um, so riss er gleich eine ganze Portion anderer Schlummernder, wie eine Reihe Bleisoldaten, ebenfalls um. Dann ermunterte sich Alles, und ein guter Berliner Witz erweckte sogar vorübergehend Heiterkeit. Die meisten Mannschaften konnten sich vor Müdigkeit nicht

aufrecht erhalten; mit den Köpfen gegen ihre Tornister gelehnt, lagen sie auf dem einer Schlammassse gleichenden blanken Boden, in dem sie immer tiefer einsanken, während das vorbeifliessende Regenwasser ihre Körper umspülte oder sogar überflutete. Das wenige Stroh versank in den zähen Brei und nützte daher den Leuten nichts. Unser Bataillonskommandeur bot ein Bild unbeschreiblichen Elends und Jammers. Der wohlbeleibte, joviale Herr zitterte wie Espenlaub an allen Gliedern; das rötlich-gesunde freundliche Gesicht war blass und fahl geworden, seine sonst bläulich schimmernde Nase schien grün geworden zu sein. Sprechen konnte er nicht mehr, nur manchmal entrang sich seinen Lippen ein wilder Schmerzensruf. Wie Richard III. für ein Pferd ein Königreich bot, so verzweifelt schrie er: „Nur einen Schluck Rotwein!“ Aber im ganzen 60. Regiment war auch nicht ein Tropfen dieser schätzenswerten Medizin vorhanden. Da kam mir der Zufall zu Hilfe. Auf einem meiner Bewegungsgänge hatte ich auch Kameraden der neben uns lagernden 33er erreicht. Da sah ich, wie eine halbgefüllte Flasche Rotwein gerade geleert werden sollte. Ich stürzte mich auf den Inhaber, schilderte mit beredtem Munde den qualvollen Zustand und das mitleiderweckende Elend meines Brotherrn, so dass der gute Kamerad mir schliesslich geführt die Flasche mit dem Rest überliess, zumal ich feierlich erklärte, auf jeden Genuss selbst verzichten zu wollen. Ich eilte zu dem Verschmachtenden und überreichte ihm das herrliche Labsal mit der Angabe, ein 33er Kamerad erlaube es sich anzubieten. Zitternd setzte er die wonneerweckende Flasche an den Mund; wie verklärten sich seine Züge, als die köstliche Flüssigkeit über die Zunge perlte und die ausgetrocknete Kehle hinabglitt! Tiefaufatmend setzte er das bis auf die Nagelprobe geleerte Gefäss ab, und mit einem kräftigen „Danke“, das wie ein Erlösungsschrei aus gepresster Brust klang, gab er es mit der Bitte mir zurück, dem betreffenden Kameraden den allerbesten Dank auszusprechen. Er hätte auch sicherlich als Retter aus der Not mich umarmt, wenn dies nicht unmilitärisch und einem Untergebenen gegenüber unstatthaft gewesen wäre. Die Nacht wurde uns allen zur Ewigkeit. Endlich begann sich das tiefe Schwarz des Himmels in ein schmutziges Aschgrau zu verwandeln; der Morgen dämmerte, aber es regnete noch ebenso weiter wie bisher. Die beiden für die Offiziere bestimmten Bündel Stroh lagen, triefend von Feuchtigkeit, ausgebreitet auf der Erde. Jeder von uns hatte den Versuch gemacht, auf diesem wenig angenehmen Pflugh sich dem erquickenden Schlummer hinzugeben; aber es war rein unmöglich. Das Wasser scheuchte uns immer wieder auf. . . . Im Laufe des Vormittags trafen endlich die Proviantwagen, sowie unser Gepäck ein. „Spät kommt ihr, doch ihr kommt!“ Durch Truppenkreuzungen waren sie am 10. so aufgehalten worden, dass sie erst am 11. früh den Marsch zu uns antreten konnten. Endlich, endlich legte sich auch der Grimm des Himmels. Gegen Mittag liess der Regen nach und nur noch vereinzelt rieselte ein nachträglicher Guss aus dem grauen Wolkenschleier. Die Stimmung wurde um so besser, je weniger Wasser von oben kam. Endlich hörte das Giessen ganz auf. Es mochte 2 Uhr sein, als ich vom Bataillon mit einem Kommando Leute in den Wald geschickt wurde, um neuen Holzvorrat für die Lagerfeuer herbeizuschaffen. Während ich dieser nützlichen Thätigkeit oblag, hörte ich plötzlich vom Lager her brausendes Jubelgeschrei, in das wir im Walde natürlich mit einstimmt. Also wieder eine Siegesnachricht! Bei meiner Rückkehr erkundigte ich mich danach, war aber sehr enttäuscht, als sich die Ursache als eine ganz andere herausstellte. Es waren nämlich die ersten

Sonnenstrahlen durch die Wolken hindurchgedrungen, und dies hatte einen derartig überwältigenden Eindruck auf die armen gequälten lagernden Mannschaften gemacht, dass sie dieses frohe Ereignis mit lautem Hurrah begrüßten.

— (General Dodds über Tropenhygiene.) Der Besieger Behanzins, General Dodds, liess sich einem Berichterstatte gegenüber hinsichtlich der Madagaskar-Expedition folgendermassen aus: „Bei jedem Kolonialkriege muss der Oberstkommandierende die Truppen gegen die zwei gefährlichsten Feinde schützen, gegen die Sonne und die Bodenverhältnisse. Ob man nun in Tonkin, in Madagaskar oder in Afrika Krieg führe, überall ist die Gefahr die gleiche. Die Hitze verursacht oft tödtliche Sonnenstiche und der Boden ruft Fieber hervor. Ich will nicht wissen, was gegenwärtig in Madagaskar vorgeht; es ist nicht meine Sache, Operationen zu kritisieren, denen ich nur nach den Allen zugänglichen telegraphischen Berichten zu folgen vermag. Indessen ist diese ausserordentlich starke Krankheitsziffer sehr beunruhigend. Auch in Dahome konnte ich nicht das Fieber vermeiden, da die Offiziere wie die Mannschaften auf dem harten Boden schlafen mussten, aber ich traf folgende Vorsichtsmassregeln, um meine Soldaten nicht zu sehr zu ermatten und ihnen die nötige physische Kraft zum Widerstande gegen das Klima zu lassen. Als ich genötigt war, mir einen Weg durch das Buschwerk zu bahnen, machten wir nur vier Kilometer per Tag. In gewöhnlichen Zeiten, und wenn ich glaubte, eine kleine Anstrengung fordern zu können, war die Etappe zwölf Kilometer lang. Niemals haben meine Leute auf dem Marsche den Tornister getragen. Ich hatte meine Sorgfalt darauf gewendet, Träger aus den umliegenden Ländern anzuwerben, die das Gepäck zu befördern hatten. Da überdies jeder Soldat nur das absolut Notwendige mit sich führte, hatte ich von Punkt zu Punkt Depots errichtet, so dass man sich erforderlichen Falls und in verhältnismässig kurzer Zeit die unentbehrlichsten Dinge für den Unterhalt der Truppen verschaffen konnte. Gewiss war diese Operationsart sehr kostspielig, denn wir verloren viel Material, aber die Gesundheit der Truppen vor Allem! Da ich überdies im Verlaufe meiner Kolonialfeldzüge bemerkt hatte, dass die Weissen während der Verdauung am meisten der Gefahr des Sonnenstiches ausgesetzt waren, so schrieb ich absolute Ruhe nach dem Essen vor. Auf diese Weise hatte ich nicht einen einzigen Fall von Sonnenstich, während meiner ganzen Expedition in Dahome zu verzeichnen. Wie gesagt, sind die Fieberanfälle in allen Kolonialländern derselben Art. Sobald ein Soldat vom Fieber erfasst wurde, liess ich ihn acht Tage lang in einer fliegenden Ambulanz verpflegen. Gelang es ihm, sein Fieber zu überwinden, so nahm er seinen Platz unter den Truppen wieder ein, ebenso stark, wie vorher, ja selbst abgehärteter gegen das Klima. Im entgegengesetzten Falle wurde er sofort nach der Küste zurückbefördert, wo er nach der Untersuchung durch den zuständigen Arzt auf ein Hospitalschiff gebracht wurde, um sich in der belebenden Seeluft zu erholen. Erst dann, wenn er aus der schrecklichen Schläffheit, die das Tropenfieber erzeugt, sich emporgerafft hatte, wurde er wieder nach Frankreich heimgeschickt. So bin ich immer verfahren, da ich es nicht für angebracht hielt, mich mit Invaliden abzugeben. Meine Logik war eine sehr einfache: Jeder Mann, der nicht gegen das Fieber reagieren kann, ist für das Expeditionskorps verloren; entledigen wir uns seiner! Ich befahl Europäer, da sich Infanterie und Marineartillerie unter meinen Ordres befand. Dennoch erzielten die Vorschriften, die ich Ihnen auseinandergesetzt habe und auf deren strikte Durchführung ich mit unerbittlicher Strenge bestand, das erfreuliche Ergebnis, dass ich nur sehr wenig Mannschaften durch das Fieber verlor. Eine geeignete Hygiene ist meiner Meinung nach das ganze Geheimnis des Kolonialkrieges. Indem man die Mannschaften nicht übermüdet, indem man ihnen unnötige Anstrengungen erspart, kann man sich auch europäischer Kontingente für die Kolonialfeldzüge bedienen; aber, wie gesagt, muss man hierfür Erfahrungen in den Tropen selbst sammeln haben.“ (Post.)